



JACQUES NEIRYNCK
SAGT,
DASS DIE
SCHWEIZ IN DIE
NATO MUSS,
GOTT IN DEN
NATURGESETZEN
STECKT UND
DER KULT UM DIE
PERSON BLOCHER
FASCHISTISCH
IST

Er macht keine Kampagnen, wird aber trotzdem gewählt:
Jacques Neiryck ist der älteste Parlamentarier der Schweiz.

Gespräch MATHIAS PLÜSS

Bild ANOUSH ABRAR

Das waadtländische Écublens hat an diesem herrlichen Tag etwas Mediterranes. Die Ahnung, dass das Leben hier über dem Genfersee noch ein bisschen besser sein könnte als anderswo – eine Ahnung, die einen stets befällt, wenn man von Norden her in die Weinberge des Lavaux eintaucht –, verdichtet sich. Jacques Neiryck döst mit grosser Sonnenbrille auf dem Liegestuhl vor seinem Haus, er reagiert erst auf den zweiten Zuruf. Für das Gespräch setzen wir uns in die Stube. Man sieht von hier auf die Gebäude der ETH Lausanne hinunter, wo Neiryck lange gearbeitet hat (Spezialgebiet: Elektrofilter). Zwischen Hochschule und Haus liegt der Obstgarten, wo er sich in seiner freien Zeit den Äpfeln, Trauben, Kirschen und Johannisbeeren widmet (Spezialgebiet: Konfitüre).

Jacques Neiryck ist in vielerlei Hinsicht eine ungewöhnliche Figur: als sehr präsenter und umtriebiger 82-Jähriger, als Romane schreibender Ingenieur, als Immigrant im Nationalrat. 1931 in Belgien geboren, studierte er an der Universität Löwen Elektrotechnik. 1972 kam er in die Schweiz, um eine Professur an der ETH Lausanne anzutreten. Er schrieb zahlreiche Bücher, vor allem über wissenschaftliche und religiöse Themen, aber auch einige historische Krimis. 1999 wurde er, 68-jährig, erstmals in den Nationalrat gewählt. Schweizweit bekannt wurde er als eine der Hauptfiguren im Film «Mais im Bundeshaus» (2003).

Das Magazin — Es gibt den Vorschlag, eine Alterslimite von 65 Jahren im Parlament einzuführen. Was halten Sie davon?

Jacques Neiryck — Dies würde bedeuten, dass die Pensionierten, die 15 Prozent der Schweizer Bevölkerung ausmachen, nicht mehr vertreten wären. Das ist absolut indiskutabel.

Eine Form von Diskriminierung?

Absolut. Denn man sagt damit, dass die über 65-Jährigen so schnell wie möglich sterben sollen, weil sie nichts mehr taugen.

Die Alten müssen ja nicht unbedingt in die Politik. Es gibt viele andere Gebiete, in denen sie sich nützlich machen können.

Eben nicht. Altersgrenzen gibt es zum Beispiel auch beim Staat, an Universitäten und in manchen Firmen. Ich finde das bizarr. In den USA ist es per Verfassung verboten, Leute wegen ihres Alters vor die Türe zu setzen. Die Schwiegereltern meiner Tochter sind in meinem Alter, und sie sind beide Vollzeitprofessoren in Columbia. Einstein war bis zum Tag seines Todes Professor in Princeton. Ich finde, jeder sollte so lange arbeiten können, wie er will.

Das Unschöne daran ist doch, dass die Alten den Jungen die Stellen wegnehmen.

Das ist absurd. Als ob es eine fixe Zahl von Arbeitsplätzen pro Quadratkilometer gäbe! Ich finde, es ist umgekehrt: Indem die Alten arbeiten, schaffen sie neue Stellen.

Aber im Parlament ist es anders: Die Zahl der Plätze ist beschränkt. Und die Alten, die dort sitzen, bestimmen über die Zukunft der Jungen.

Das ist ein beliebtes Argument. Aber die Alten sind nicht notwendigerweise tot! Sie kümmern sich auch um ihre eigene Zukunft – ein Pensionierter kann gut noch dreissig Jahre leben. In meiner Familie ist es Brauch, mit etwa 95 Jahren zu sterben. Bedauerlicherweise habe ich also noch etwa ein Dutzend Jahre vor mir.

Ihre politische Zukunft ist unsicher. Ihre Partei, die CVP Waadt, hat verlangt, dass Sie bald aus dem Nationalrat

zurücktreten, um einem Nachfolger Platz zu machen. Wie haben Sie darauf reagiert?

Als die Forderung kam, bin ich extrem wütend geworden und habe die Sitzung sofort verlassen. Das war schlicht unhöflich. Ich habe ja meinen Vater auch nie gefragt, in welchem Alter er zu sterben gedenke, damit ich rechtzeitig mein Erbe antreten kann.

Sie treten also nicht zurück?

Vielleicht demissioniere ich Ende Jahr, damit mein Nachfolger sich ein paar Monate einarbeiten kann vor den Wahlen 2015. Nochmals antreten werde ich mit Sicherheit nicht.

Warum nicht?

Weil der Nationalrat langweilig und ineffizient ist. Stattdessen werde ich für den Ständerat kandidieren.

Sie werden 84 Jahre alt sein bei den Wahlen! Macht Ihre Partei da mit?

Sie werden mich zähneknirschend unterstützen. Weil ich sehr populär bin und darum eine kleine Chance habe, einen Sitz zu holen, den die CVP noch nie hatte. Aber eigentlich würden sie mich am liebsten loswerden.

Weshalb?

Weil ich nicht genau auf der Parteilinie liege. Beispielsweise war die CVP Schweiz für den Gripen, aber mir ist es gelungen, die CVP Waadt und Wallis zu einem Nein zu bewegen. Und beim Volksnein haben just die Mitteparteien und die Romands den Ausschlag gegeben. Anders gesagt: Man wirft mir nicht vor, zu wenig zu machen, sondern zu viel.

Als ältester Nationalrat bringen Sie Erfahrungen mit, die andere nicht haben. So sind Sie der Einzige im Parlament, der den Krieg bewusst erlebt hat.

Ja, und zwar nicht in der Schweiz, sondern im besetzten Belgien. Als ich zwölf Jahre alt war, kam die Gestapo in meine Schulklasse, nahm zwei Schüler mit und brachte sie kurz darauf um. Die faschistischen Parteien gehören für mich bis heute zu den ständigen Bedrohungen. Man sieht sie fast überall, in Ungarn, in den Niederlanden, in Frankreich. Und für mich ist auch die SVP eine faschistische Partei.

Jetzt übertreiben Sie aber. Meinen Sie das ernst?

Durchaus. Die SVP ist darauf ausgelegt, einem bestimmten Mann zu seiner persönlichen Macht zu verhelfen. Blocher ist ein unglaublich reicher Mensch. Er hat eine schöne Bildersammlung, ein Schloss – das Einzige, was ihm noch fehlt, ist die Macht.

Im politischen System der Schweiz ist es gar nicht möglich, dass eine einzelne Person die Macht übernimmt.

Im Moment nicht. Man müsste dazu das politische System zerstören. Und genau dies ist das Ziel von Abstimmungen, wie wir sie am 9. Februar erlebt haben. Sollte die EU als Reaktion etwa den freien Warenverkehr mit der Schweiz unterbinden, käme es bei uns zu einer grossen Wirtschaftskrise. Und wenn die Leute einmal völlig in Panik sind, dann sind sie auch bereit, sich irgend einem politischen Führer in die Arme zu werfen.

Glauben Sie wirklich, dass dies geschehen wird?

Ich glaube es nicht, ich hoffe es nicht. Aber ich finde, man müsse das Schweizer Volk warnen: Nehmt euch in Acht, es gibt einen, der das Land zerstören will. Der Witz ist ja, dass die Leute meinten, mit dem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative würden sie die Autonomie der Schweiz stärken. Aber in Wahrheit sind wir zu einem Untertanenland Europas geworden. Wir sind nun vom guten Willen der EU abhängig: Sie kann uns die Regeln diktieren, so wie uns die Amerikaner bei den Banken die Regeln diktiert haben.

Ist das nicht einfach das Schicksal kleiner Länder?

Nicht das Schicksal, aber es ist eine Gefahr. Darum muss sich ein kleines Land so gut wie möglich mit einem mächtigen Nachbarn verständigen. Es hat zum Beispiel keinen Sinn, wenn ein Land, dessen Luftraum in acht Minuten durchquert werden kann, ganz allein Militärflugzeuge kauft. Sinnvoller wäre es, mit seinen Nachbarn zusammenzuarbeiten und eine gemeinsame Flugpolizei für ganz Mitteleuropa zu bilden.

Das tönt jetzt so, als wenn Sie für den Nato-Beitritt der Schweiz wären.

Absolut! Wir müssen in die Nato, das ist vernünftig.

Ich höre zum ersten Mal, dass ein Schweizer Politiker für einen Nato-Beitritt plädiert.

Es sind weniger die Überlegungen eines Politikers als diejenigen eines Ingenieurs. Wir haben nicht die Mittel, alles allein zu machen. Aber wir können den anderen Europäern Truppen liefern, Flugplätze zur Verfügung stellen, Überflugsrechte gewähren. Der einzige potenzielle Feind, der es wagen könnte, hier einzufallen, sind wahrscheinlich die Russen. Und sicher nicht die Österreicher oder die Franzosen.

Aber ein Nato-Beitritt liefe der Schweizer Tradition komplett zuwider. Die Neutralität ist tief verankert und so populär wie noch nie.

Die bewaffnete Neutralität war historisch sehr wichtig: Sie sollte verhindern, dass bei den andauernden Konflikten zwischen Frankreich und Deutschland fremde Truppen die Schweiz durchqueren. Und es hat funktioniert, 1870, 1914, 1939. Es ist nicht sehr attraktiv, ein Land mit einer starken Armee und hohen Bergen einzunehmen. Aber das Problem existiert nicht mehr. Frankreich und Deutschland haben aufgehört, sich zu schlagen.

Sind Sie auch für einen EU-Beitritt der Schweiz?

Ja. Und zwar aus einem Grund, der nie genannt wird. Es geht nicht darum, was die EU uns bringen kann. Sondern um das, was wir der EU bringen können.

Und was wäre das?

Wir können Europa erklären, wie eine Konföderation funktioniert. Die Katalanen, die Schotten, die Flamen, die Venezianer, eines Tages vielleicht auch die Bayern möchten alle gern direkt der EU beitreten, ohne im alten Rahmen des Nationalstaats bleiben zu müssen. Der Nationalstaat ist eine Erfindung des 19. Jahrhunderts – vorher waren die meisten Länder Konföderationen. Die Schweiz könnte das erklären, könnte ihre Erfahrung einbringen: Man regelt so wenig wie möglich auf der höchsten Stufe und so viel wie möglich in den Regionen. Die EU muss schweizerischer werden, sonst hat sie keine Zukunft.

Glauben Sie wirklich, dass man in Brüssel auf unsere Erläuterungen gewartet hat?

Durchaus. Ich war mehrmals mit Schweizer Delegationen im Europäischen Parlament. Und wir haben ihnen gesagt, wie man bestimmte Probleme bei uns handhaben würde. Das interessiert sie. Denn sie wissen zumindest eines: dass das Schweizer Wirtschaftssystem besser funktioniert als ihres.

Sie sind ein frankofoner Flame. Bis vor kurzem habe ich gar nicht gewusst, dass es das gibt.

Das war mal eine wichtige Minderheit. In meiner Familie hat man immer Französisch gesprochen. So wie man früher in den besseren Familien Berns auch Französisch gesprochen hat.

Wie kommt es, dass Sie neben dem belgischen und dem Schweizer auch den französischen Pass haben?

Ich habe eine Französin geheiratet. Da bekommt man den Pass automatisch.

Was in der Schweiz nicht der Fall ist.

Nein. Das Einbürgerungsgesetz ist wirklich schlecht hier. Mein Gesuch wurde zweimal abgelehnt – es dauerte 24 Jahre, bis ich den Pass hatte. 1972 kam ich in die Schweiz, 1996 wurde ich eingebürgert. Und 1999 in den Nationalrat gewählt.

Es ist wie oft in der Schweiz: Es dauert lang, aber nachher kann es plötzlich schnell gehen.

Nun ja, es kommt immer noch vor in Radio- oder Fernsehdebatten, dass mir einer sagt: Sie haben kein Recht, das zu sagen, weil Sie eigentlich Belgier sind.

Wie reagieren Sie da?

Ich gerate in Weissglut und sage: Ich bin Schweizer Bürger, ich wurde von den Schweizern gewählt, und ich möchte daran erinnern, dass ein Viertel der Bevölkerung im Ausland geboren ist. Die Schweiz ist ein Einwanderungsland wie Australien. Der Unterschied ist, dass die Australier sich dessen bewusst sind, die Schweizer nicht.

Warum hat man Sie zweimal abgelehnt?

Beim ersten Mal scheiterte es daran, dass meine Frau ihren französischen Pass nicht abgeben wollte, was damals noch eine Bedingung war. Beim zweiten Mal wollte ich mich allein einbürgern lassen, aber der Kanton Waadt hat sich geweigert. Die Beamten sagten mir: «Dies bedeutet, dass Ihre Frau Ihren Entscheid infrage stellt, und eine echte Waadtländerin stellt nie die Entscheidungen ihres Mannes infrage.» Ich fragte, ob dies im kantonalen Recht festgeschrieben sei, und sie verneinten: Ich könne ja vor Bundesgericht gehen, dort würde ich sicher recht bekommen. Ich wollte aber nicht unnötig Geschirr zerschlagen.

Sie haben weiter gewartet.

Es war sehr unangenehm. Ich war ja gleichzeitig Professor an der ETH Lausanne und musste in dieser Funktion manchmal die Schweiz im Ausland vertreten. Aber man weigerte sich stur, mich einzubürgern.

Sie sind nun seit fünfzehn Jahren in Bern. Wie beurteilen Sie den Politbetrieb?

Die Verwaltung erlebe ich als extrem ehrlich und kompetent, mit wenigen Ausnahmen. Der Ständerat funktioniert gut: Die Leute hören sich zu, und Computer sind verboten. Im Nationalrat hingegen herrscht ein entsetzlicher Krach. Alle sitzen an ihren Laptops. Ich auch, ich mache meine Korrespondenz, ich lese die Zeitung. Ich achte nicht auf die Voten, weil sie keine Bedeutung haben. Anders ist es in den Kommissionen, wo meiner Meinung nach gut und seriös gearbeitet wird.

Stimmt es, dass in den Kommissionen fast nur noch Deutsch gesprochen wird?

Das hat sich wirklich geändert. Als ich 1999 begann, sprachen alle Romands Französisch. Und heute reden viele von ihnen Deutsch. Einfach damit sie verstanden werden. Auch die Beamten sprechen systematisch Deutsch. Kürzlich hatten wir eine Sitzung der Aussenpolitischen Kommission: Der Präsident, ein Welscher, sprach Französisch. Aber der Rest der Sitzung war ausschliesslich auf Deutsch. Acht Stunden ohne Unterbruch. Und dann noch was für ein Deutsch!

Was meinen Sie damit?

Es gibt ein paar Kollegen, die sehr schwierig zu verstehen sind. Weil sie ein mangelhaftes Deutsch sprechen.

Meinen Sie nun Hochdeutsch oder Dialekt?

Hochdeutsch. Sie reden Hochdeutsch, aber sie sprechen es schlecht aus. Doris Leuthard zum Beispiel. Oskar Freysinger, der ja Deutschlehrer ist, sagt über sie, dass sie eigentlich gar kein

Hochdeutsch kann. Sie verwechselt systematisch den Akkusativ mit dem Nominativ.

Sie selber sind auch nicht gerade als Sprachgenie bekannt.

Ich bin gut in Mathematik, aber ich habe Mühe mit Sprachen, weil sie keine mathematische Struktur haben. Als ich gewählt wurde, konnte ich kein Wort Deutsch. Aus einem einfachen Grund: Ich war in Belgien, als die Deutschen es besetzten, und darum weigerten wir uns, Deutsch zu lernen. Mittlerweile verstehe ich es gut, aber das Sprechen macht mir immer noch Mühe.

In den letzten Jahren bekam man den Eindruck, dass die Westschweiz, insbesondere der Genferseebogen, die Deutschschweiz überholt hat. Wirtschaftlich, aber etwa auch in den Wissenschaften.

Ja, das ist richtig. Die ETH Lausanne ist heute so gut wie jene in Zürich.

Wie kam es dazu?

Man hat einen gigantischen Effort gemacht. Früher war es einfach eine normale Fachhochschule, die Professoren waren fast alles Waadtländer. 1969 hat der Bund die Schule übernommen, und man begann, Professoren im Ausland zu rekrutieren – so kam auch ich hierher. Und so ging das Niveau langsam hoch. Im Jahr 2000 wurde Patrick Aebischer Präsident, und er hat die ETH Lausanne zu einer amerikanischen Universität umgebaut.

Was heisst das?

Man nimmt die besten Leute. Wenn man sie überdurchschnittlich zahlen muss, zahlt man sie überdurchschnittlich. Man gibt ihnen die nötigen Mittel, und dann herrscht Wettbewerb. Wer nicht mithält, wird ausgeschlossen. Es ist alles sehr international geworden, und darum will man auch nach dem 9. Februar

unbedingt daran festhalten, auf der ganzen Welt rekrutieren zu können.

Und der wirtschaftliche Erfolg des Genferseebogens?

Der ist teilweise eine Frucht der Wissenschaft. Hier unten stehen fünfzig Start-up-Firmen. Die Hochschule bringt sehr gute Ingenieure hervor, die sehr gute Unternehmen gründen. In Zürich war der Mechanismus der gleiche: Die ETH war der entscheidende Faktor, der aus dem Agrarland Schweiz einen Industriestaat machte.

Sie sind ein katholischer Waadtländer belgischer Abstammung mit manchmal sehr eigenen Ansichten. In Bern gelten Sie als Paradiesvogel. Stört Sie das?

Nein, überhaupt nicht. Ich fände es schön, wenn alle Politiker Paradiesvögel wären.

Echt?

Ja. Die Politiker leugnen oft die Realität. Sie funktionieren nach simplen Schemen, vor allem bei der SVP, der SP und den Grünen – man kann ihre Reaktionen vorhersagen. Das ist bei mir ganz anders. Ich habe meine eigene Sicht auf die Dinge, egal was meine Partei sagt. Ich komme aus der Wissenschaft, und die Erfahrung lehrt mich, dass die naheliegendsten Ideen oft nicht die besten sind. Man muss bereit sein, seine teuersten und liebsten Prinzipien aufzugeben – das ist genau das, was die grossen Gelehrten wie Galilei oder Darwin oder Einstein gemacht haben. Ich versuche, diese Haltung auch in die Politik einzubringen.

Wie das?

Indem ich mir Mühe gebe, von der Realität auszugehen und unvoreingenommen eine Lösung zu finden. Als Lenin merkte, dass die Ideen der Kommunisten nicht funktionierten, sagte er: «Die Tatsachen sind hartnäckig.» Mit anderen Worten: Die Realität will sich der Ideologie nicht beugen. Aber statt die Ideologie zu ändern, hat er weiterhin versucht, die Realität zurechtzubiegen.

Das geschieht in allen Diktaturen.

Ja. Ein positives Beispiel ist hingegen Franklin D. Roosevelt: Er hat in der Weltwirtschaftskrise, die 1929 begann, eine ganze Reihe von Ideen aufgegeben. Etwa jene, dass Geschäftsbanken gleichzeitig Investmentbanken sein können – dass sie also mit dem Geld ihrer Kunden an der Börse spielen dürfen. Franklin hat das verboten, und die Krise ging vorüber. Bill Clinton hat das entsprechende Gesetz 1999 aufgehoben, was 2008 wieder zu einer ähnlichen Krise geführt hat.

Fühlen Sie sich mit Ihrer Haltung nicht manchmal etwas einsam in Bern? Im Film «Mais im Bundeshaus» sind Sie der Einzige, der manchmal metaphysische oder auch ironische Gedanken äussert.

Ich nehme die Dinge ernst, aber nicht tragisch. Wer sich stets bewusst ist, dass er auch irren kann, gewinnt eine gewisse Distanz zu den Dingen. Hierin liegt vermutlich der Unterschied. Aber ich bin nicht allein – es gibt auch einige andere, die so denken.

Zur Politik gehören auch die Ränkespiele, das Allianzen-schmieden, das Kompromissmachen. Das scheint nicht so Ihre Stärke zu sein.

Manchmal muss man Kompromisse machen. Aber es gibt Dinge, bei denen es keinen Kompromiss geben kann. Ich habe einen Vorstoss lanciert zur Legalisierung von Eizellspenden, und es sieht danach aus, als könnte ich mich damit durchsetzen. Aber bei anderen Punkten bin ich ganz allein. Gerade auch beim Fortpflanzungsmedizingesetz, das wir kürzlich in der Kommission und im Parlament diskutierten.

Was passt Ihnen da nicht?

Im ersten Artikel steht, das Gesetz sei dazu da, Missbräuche zu verhindern. Als ob die Medizin etwas wäre, was automatisch Missbräuche produziert! Ich habe vorgeschlagen, stattdessen zu schreiben: Dieses Gesetz gewährleistet allen Paaren, so gesunde Kinder wie möglich zu haben. Abgelehnt! Ich war als Einziger dafür. Aber ich werde meine Haltung nicht ändern.

Bei der Gentechnik vertreten Sie ebenfalls unpopuläre Positionen.

Ich befürworte genetisch veränderte Organismen. Das Volk hat einen Fehler gemacht, als es das Gentech-Moratorium beschlossen hat.

Was steckt hinter der hartnäckigen Ablehnung der Gentechnik und der Fortpflanzungsmedizin?

In Europa ist die Überzeugung tief verankert, die Natur sei weiser als der Mensch, darum dürften wir niemals in sie eingreifen.

Und Sie empfehlen, in die Natur einzugreifen?

Das haben die Bauern doch schon immer gemacht. In der Natur gibt es keine Kühe, kein Getreide, keine Äpfel. Das hat alles der Mensch erfunden. Dank der Gentechnik können wir nun präziser vorgehen als bisher.

Sie sehen keine Risiken?

Nein, denn auch in der Natur werden ständig Gene von einer Art zur anderen verschoben. Hier in diesem Obstgarten gibt es Viren, die ins Innere von Früchten eindringen und dort fremde DNA einbringen. Es gibt keine zwei Kirschen, die in ihren Steinen exakt die gleiche DNA tragen.

Wie ist es bei der Fortpflanzungsmedizin? Finden Sie, wir sollten gewissermassen auch unsere eigene Art verbessern?

Wissen Sie, wir haben schreckliche Krankheiten erfolgreich bekämpft, die Cholera, die Pest, die Kinderlähmung. Und jetzt haben wir die Möglichkeit, eine ganze Serie weiterer Krankheiten aus der Welt zu schaffen – indem wir jedes Mal die richtigen Embryonen auswählen. Krankheiten zu bekämpfen gehört für mich zu den ureigenen Aufgaben der Politik. Aber es ist schwierig, weil hinter der Idee einer unberührbaren Natur letztlich religiöse Vorstellungen stecken.

Sie sind doch selber praktizierender Katholik. Können Sie denn mit diesen religiösen Gefühlen nichts anfangen?

Es sind eben keine christlichen Gefühle, sondern heidnische. Für mich beruht unser Naturkult auf der griechisch-römischen Religion, wonach Naturereignisse von den Göttern beeinflusst werden. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Als Benjamin Franklin im 18. Jahrhundert den Blitzableiter erfand, hat ihm die Kirche schwere Vorwürfe gemacht. Man hat ihm gesagt: Wenn der Blitz in ein Haus einschlägt, dann bedeutet das, dass Gott die Menschen darin bestrafen will. Franklin hat geantwortet: Wenn Gott wirklich jemanden mit dem Blitz treffen will, wird der Blitzableiter ihn nicht schützen.

Jetzt sind wir doch wieder beim Christentum.

Für mich sind das Überreste des Heidentums. Es gibt in den Evangelien eine Geschichte über den Turm vom Siloah. Eines Tages stürzt der Turm ein und erschlägt viele Menschen. Und die Juden sagen: Das ist geschehen, weil sie Fehler gemacht haben. Aber Jesus antwortet ihnen: Nein, diese Menschen waren nicht schuldiger als andere. Mit anderen Worten: Wenn ein Turm einstürzt, dann deshalb, weil er schlecht gebaut war. Nicht weil Gott die Menschen bestrafen will. Das ist für mich das Christentum.

Gibt es denn für Sie, was Eingriffe ins Erbgut betrifft, keine Grenzen?

Nein. Solange das Resultat positiv ist.

Was ist, wenn sich jemand eine besonders intelligente Tochter erschaffen will?

Warum nicht? Technisch gesehen, sind wir aber sehr weit davon entfernt. Wir sprechen im Moment nur von verbesserter Gesundheit.

Und wenn sich jemand einen aggressiven Sohn wünscht?

Soldaten zu züchten ist offensichtlich schlecht. In dieser Richtung müssen die Gesetze weiterhin Grenzen setzen.

Sie haben sich gegen die Atomenergie ausgesprochen. Sie gehören also nicht zu jenen Ingenieuren, die glauben, jedes Problem lasse sich mit Technik lösen?

Man kann nicht alles machen. Es gibt Beispiele von Zivilisationen, die an schlechter Technik zugrunde gingen. Etwa im Mittleren Osten, wo die Bewässerung mit Salzwasser nach und nach die Böden zerstört hat. Es gibt umgekehrt aber auch Zivilisationen, die am Nichtgebrauch von Technik scheiterten. Der Prototyp dafür ist das Römische Reich. Die Römer entwickelten ihre Technologien nicht weiter, weil die Kaiser kein Interesse daran zeigten. Schliesslich konnten die Germanen ins Römische Reich eindringen – schlicht weil der deutsche Stahl besser war als der italienische: Die Waffen der Germanen brachen nicht.

Kann man mit technischen Mitteln das menschliche Gehirn nachbauen, wie das Human Brain Project es versucht?

Es ist extrem schwierig. Man wird das Ziel wohl nicht erreichen. Trotzdem ist es ein gutes Projekt – es wird helfen, das Gehirn zu verstehen.

Ist im menschlichen Gehirn Platz für eine Seele?

Nein. Wir stellen uns gern eine immaterielle Seele vor, weil uns das hilft, den Gedanken an den Tod besser zu ertragen. Aber der Körper ist keine Flasche, in die man einen Geist einfüllen kann. Wir erkennen, je länger, desto besser, dass diese Idee falsch ist.

Ich erlebe Sie als sehr rationalistischen Menschen. Aber Sie haben auch ein Buch publiziert mit Gesprächen mit Vassula, einer Frau, die angibt, christliche Visionen zu haben.

Ich gebe nur wieder, was Vassula gesagt hat. Sie ist selber sehr hellsehtig und sagt: «Wenn ich Jesus sehe, ist Jesus nicht hier. Es geschieht in meinem Gehirn.» Alle ihre Visionen sind von diesem Typus.

Es spielt sich alles nur in ihrem Gehirn ab?

Ja. Unser Gehirn produziert ständig eine Realität. Unter gewissen Umständen, etwa auch unter Drogeneinfluss oder bei Fehlfunktionen, sehen wir Dinge, die nicht existieren. Diese Dame hat Jesus wirklich vor sich gesehen. Aber wenn man ein Foto machen würde, wäre darauf nichts zu sehen. Es ist ein Fabrikat ihres Gehirns.

Machen Sie es sich hier nicht ein wenig zu einfach? Viele Leser Ihres Buches glauben bestimmt, diese Visionen existierten wirklich.

Es handelt sich um eine mystische Erfahrung, und diese Erfahrung existiert wirklich. Im Übrigen glaube ich nicht, dass Visionen so wichtig sind. Die Religionen gründen nicht auf Wundern, das ist nicht das Wesentliche.

Und was ist das Wesentliche?

Das Wesentliche ist die Art und Weise, wie sich die Leute verhalten. Dass man sich gerecht zeigt gegenüber seinen Mitmenschen. Die Religionen sagen den Menschen, dass es mehr gibt als das, was sie unmittelbar sehen können. Dass ihr Leben einen Sinn hat.

Aber in der katholischen Lehre sind die Wunder nicht nur symbolisch gemeint, sondern sehr real.

war imp days court truths rents scum men things
mind men case words hearts homes life boy blood
heart men code truth crimes homes fear men dust
crimes men case gates health scale acts man men
month sod time court health tract mind day time
guns men dock right depths years coup bus world
eve men days hands health words tale son courts
jaws way jail right rights years case day right
court fan jail right crimes field laws men sums
rights law dock court crimes funds camp key man
facts men post court things graft camp men dock
cell way mind kinds clique tanks guns man roles
man men cell faith months times head men nights
life men life truth things hands week men death
court day cave hours hearts names code men head
breast day foot facts stream words camp men law
times law fact walls stream dream fort men jail
mind way jail house street years guns men cards
men law name court thanks court rank war groups
role law ease world troops death name man facts
night law mind court thirst funds time men cell
groups man dawn posts scenes pride edge men man
hands men dusk faith branch funds hour war food
time men toys truth clique faith week war truth
law law room night troops thing camp man truths
room law laws court courts price skin way times

Carl Andre

Poems 1958 – 1969

15. Mai –
17. August 2014
Museum
zu Allerheiligen
Schaffhausen

m'

Es gibt keine Wunder. Es hat nie Wunder gegeben. Die absoluten Herrscher pflanzten Gesetze zu erlassen, die für alle Bürger galten, nicht aber für sie selber. Und die Idee des Wunders folgt diesem Schema: Wenn Gott allmächtig ist, kann er Dinge tun, die nicht den Naturgesetzen gehorchen. Aber soviel wir heute wissen, ist dies unmöglich. Die Naturgesetze gelten überall und immer. Sonst wären es keine Naturgesetze.

Steckt Gott in diesen Naturgesetzen?

Ja. Gott ist in den Naturgesetzen, und er gehorcht den Naturgesetzen.

Sie sehen ihn also nicht konkret vor sich?

Nein. Er ist auch nicht allmächtig. Er greift nicht ein, er lässt uns die Wahl. Jürgen Habermas hat in einer philosophischen Reflexion aufgezeigt, dass Gott nicht gleichzeitig unendlich gut und allmächtig sein kann: Sonst hätte er die Wahl nicht zugelassen.

Sie beschäftigen sich mit vielen Themen, sind ungeheuer aktiv. Machen Sie das bewusst, um weniger rasch zu altern?

Ein Stück weit schon. Wenn ich nicht so aktiv wäre, würde ich wahrscheinlich sehr rasch zerfallen.

Der Westschweiz-Korrespondent der NZZ hat Ihnen «Hyperaktivität» vorgeworfen. Sie hätten offenkundig Angst, vergessen zu werden.

So bin ich halt. Das darf man mir nicht vorwerfen. Ich sehe nichts Schlechtes darin, so aktiv zu sein.

Er schrieb auch, Ihnen fehle die Gnade, von Zeit zu Zeit zu schweigen.

Das ist nicht wahr. Es gibt ganze Sessions, wo ich kein einziges Mal das Wort ergreife. Und wenn ich spreche, dann immer sehr kurz.

Sich zurückziehen, das Leben geniessen – das ist für Sie keine Option?

Das interessiert mich nicht. Wenn man mir eines Tages sagt, ich sei unfähig oder ich schreibe schlecht, werde ich aufhören. Aber bald kommt mein nächstes Buch heraus, ich habe in Paris einen Verleger gefunden, so schlecht kann es also nicht sein.

Ein neuer Roman?

Nein. Ich habe neun Romane geschrieben, das genügt. Es ist ein Buch über das Verhältnis von Wissenschaft und Glaube.

Gibt es viele Wissenschaftler, die gläubig sind?

Nein, sehr wenige. Dies liegt an der schlechten Qualität der Pfarrer und Priester: Sie haben keine gute wissenschaftliche Bildung und stellen die Dinge auf inakzeptable Weise dar.

Ich habe mal gehört, dass Physiker religiöser sind als Biologen, weil sich die Idee des Naturgesetzes besser mit einem Gott verträgt als die Idee der Evolution.

Das ist so. Aber auch die Evolutionstheorie ist vielleicht bloss eine Ausdrucksweise dafür, dass sich die Schöpfung vor unseren Augen abspielt. Leider wurde die Evolutionstheorie von den Kirchen sehr schlecht aufgenommen, grundlos. Dabei hat doch schon Augustinus gesagt: Wenn es einen Widerspruch gibt zwischen der Schrift und der Wissenschaft, dann bedeutet dies, dass wir die Schrift falsch interpretieren.

Stimmt es, dass Sie einmal gesagt haben, Wissenschaftler sollten keine Kinder haben?

Ja. Es gibt Berufe, etwa Missionar, Künstler oder eben Forscher, in denen man so beschäftigt ist, dass man sich nicht angemessen um die Kinder kümmern kann.

Nun muss man wissen, dass Sie selber fünf Kinder haben.

Ich war wahrscheinlich ein schlechter Vater. Ich bedaure, dass ich mich nicht intensiver um sie gekümmert habe.

Ein Kompromiss war nicht möglich?

Die Wissenschaft absorbiert. Und ebenso die Politik. Das sind lange Stunden. Ich nahm jeweils nur zwei Tage im Jahr frei – an Ostern und Weihnachten.

Gibt es Altersweisheit?

Ich glaube schon. Wenn man genügend Erfahrungen gemacht hat, kann man daraus allgemeine Verhaltensregeln ableiten.

Ist Christoph Blocher altersweise?

Nein, im Gegenteil. Wenn ich ihn sehe, habe ich den Eindruck, einen Jugendlichen vor mir zu haben. Einen jähzornigen Jugendlichen, der mit den Füßen stampft und von gewissen Ideen besessen ist. Etwa, dass der Staat zu nichts diene oder dass Europa der Feind der Schweiz sei. Und dann hat er diese Verachtung für das Parlament. Er wandte sich jeweils an uns, als ob wir Knechte oder Hausangestellte wären. Dabei sind wir gewählt und vertreten die Nation.

Sie haben Ihr Leben einmal als «Verkettung verschiedener Misserfolge» bezeichnet. Mit Verlaub, das ist etwas gar viel Koketterie.

Ich war zu Beginn meines Berufslebens im Kongo und bei Philips, das waren beides Misserfolge. Gut, ich habe eine grosse Familie, habe viele Bücher geschrieben, habe eine schöne wissenschaftliche Karriere gemacht. Aber auch in der Politik ist mir vieles nicht gelungen, auch da bleibt ein Gefühl von Misserfolg.

Sind Sie denn nicht auch ein bisschen stolz auf Ihre politische Spätkarriere?

Ja, doch. Ich wurde dreimal auf Bundesebene gewählt, zweimal auf kantonaler und zweimal auf Gemeindeebene. Ohne dass ich je Reklame gemacht hätte.

Sie führen keine Kampagne?

Niemals. Auch jetzt bei den Ständeratswahlen nicht. Ich stelle mich einfach zur Verfügung. Nehmt mich, oder nehmt mich nicht.

MATHIAS PLÜSS ist redaktioneller Mitarbeiter des «Magazins». mathias.pluess@gmx.ch
Der Fotograf ANOUSH ABRAR lebt in Lausanne. www.anoushabrar.com

Gott ist in den Naturgesetzen, und er gehorcht den Naturgesetzen.



LUCERNE FESTIVAL IM SOMMER
15 August – 14 September 2014

Unvergessliche Konzertmomente mit den Weltstars der Klassik

Sa, 16.8. LUCERNE FESTIVAL ORCHESTRA | Chor des Bayerischen Rundfunks | Andris Nelsons | Sara Mingardo – Werke von Brahms

Sa, 23.8. LUCERNE FESTIVAL ACADEMY Orchestra & Chorus | Simon Rattle | Barbara Hannigan – Werke von Chin und Berio

Mi, 10.9. The Cleveland Orchestra | Franz Welser-Möst | Joshua Smith
Werke von Brahms und Widmann

Do, 11.9. Cecilia Bartoli | I Barocchisti | Diego Fasolis
«Mission». Werke von Steffani

Karten sowie Informationen zum vollständigen Programm:
+41 (0)41 226 44 80 | www.lucernefestival.ch

Tickets für das Piano-Festival 2014 erhältlich ab 4. August 2014

LUCERNE FESTIVAL

Cecilia Bartoli
(Foto: Uli Weber/Decca)



RED LION

Der zuckersüsse Unterschied.

Im praktischen Spender

In Pulverform im bewährten Glas

In Zuckerform: SteviaSweet Crystal

Unverschämt gut

Zum kalorienfreien Süssen von Getränken oder zum Kochen und Backen: SteviaSweet Crystal sieht aus wie Zucker, lässt sich genauso einfach dosieren und ist erst noch doppelt so ergiebig. Probieren Sie es aus und versüssen Sie Ihren Tag ohne Kalorien. Die in SteviaSweet enthaltenen Süsstoffe Steviolglykoside werden in einem aufwändigen Verfahren aus den Blättern der Stevia-Pflanze gewonnen. SteviaSweet enthält keine unverarbeiteten Teile der Stevia-Pflanze.